

Zeitschrift: Judaica : Beiträge zum Verstehen des Judentums
Herausgeber: Zürcher Institut für interreligiösen Dialog
Band: 38 (1982)

Artikel: Kann ein Jude in der Kirche seine Identität bewahren? : Zur Frage der Inkulturation des Christentums in Israel
Autor: Rufeisen, Oswald Daniel
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-961254>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 07.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

KANN EIN JUDE IN DER KIRCHE SEINE IDENTITÄT BEWAHREN?

Zur Frage der Inkulturation des Christentums in Israel

von Oswald Daniel Rufeisen, OCD

Dieser Beitrag enthält keine wissenschaftlichen Darlegungen eines Berufstheologen, sondern Gedanken eines Seelsorgers, der während dreiundzwanzig Jahren pastoraler Arbeit in Israel «Christen hebräischer Zunge» begegnet ist. Ich versuche, einige Schlussfolgerungen zu ziehen, die mithelfen sollen, die passende Form einer möglichen Kirche in Israel zu finden. Diese Suche braucht Zeit zum Studium und zu Gesprächen. Sie bedarf auch des Wartenkönnens. Ich erinnere mich an ein Gespräch mit dem Studentenpfarrer der St. Annen-Kirche in Warschau vor meiner Abreise nach Israel im Jahr 1959. Ich erklärte ihm den Grund meiner Reise mit der Hoffnung, «wieder eine hebräische Kirche lebendig zu sehen.» Darauf antwortete er mir: «Erst vor sechzehn Jahren wurden 500 000 jüdische Menschen dieser Stadt auf die grausamste Weise vernichtet. Dieses Volk beginnt eben erst, sich selbst wiederzufinden. Es hat noch keine Identität. Man muss ihm Zeit dazu lassen. Du darfst es nicht schon jetzt vor so schwierige Probleme stellen.» Wie sehr er recht hatte, habe ich erst in den letzten Jahren festgestellt. Viele sog. Missionare haben die grundlegenden Fragen bis heute noch nicht verstanden. Immer wieder werde ich von ausländischen Priestern und Bischöfen gefragt, wieviele Juden ich schon getauft habe und «ob das Gottesreich wachse». Wenn ich dann gestehe, dass ich in den letzten sechzehn Jahren keinen Juden getauft habe und ich es auch bedauere, dass ich zuvor einige getauft habe weil sie nicht in Israel geblieben sind, schütteln sie den Kopf und fügen manchmal hinzu: «Ja, ja, das wussten wir schon im voraus. Mit den Juden ist nichts zu machen.» Ob mit den Juden etwas «zu machen» ist, weiss ich nicht. Aber ich habe inzwischen gelernt, meine Augen und Ohren weit aufzumachen und die Dinge mit grosser Aufmerksamkeit und Demut zu beobachten und bei ihrer Beurteilung sehr vorsichtig zu sein. Aufgrund meiner «Neuerziehung» als Konvertit hatte ich mich für den «Reichen» und die «armen Juden» als Empfänger der christlichen Botschaft gehalten. Denn alles, was die Juden uns zu geben hatten, hatten wir uns doch schon längst von ihnen genommen. Eine solche Einstellung

P. Oswald Daniel Rufeisen ist Mitglied des Karmeliterordens und als Seelsorger in Haifa tätig. Adresse : Stella Maris Monastery, P.O.B. 9047, 31090 Haifa / Israel.

macht einen Dialog unmöglich. Ich kam aus der vorkonziliaren Kirche, die sowieso «immer Recht hatte.» Fragen waren da nicht opportun. Das Volk musste lediglich davon überzeugt werden, dass «wir Recht hatten.»

In Israel tut sich, vielleicht zum ersten Mal in der Geschichte, eine echte Möglichkeit zu einem ruhigen und objektiven Dialog zwischen Juden und Christen auf. Zwei Voraussetzungen dazu scheinen vorhanden zu sein oder sind zumindest im Entstehen begriffen: Der Abbau von Vorurteilen und die Gleichberechtigung als Partner. Der Israeli muss heute weder unter Antisemitismus leiden noch in der Angst vor Assimilation leben. Er hat mit mir, seinem Dialogpartner, den gleichen Staat, dieselben aktuellen und brennenden Probleme, eine gemeinsame Sprache, nämlich die hebräische, und, damit verbunden, eine neue Kultur. Wir sind uns in unseren Erwartungen, Hoffnungen und Ängsten ähnlich. Ich gehöre zwar zur christlichen Minderheit, die weniger als drei Prozent der Gesamtbevölkerung beträgt, aber der Israeli ist sich bewusst, dass ich zu einer grossen Kirche gehöre. Das schafft gewissermassen einen Ausgleich. Der Israeli ist heute der Beschützer des Landes und der Stätten, die mehr als einem Drittel der Menschheit heilig sind. Er möchte diese Menschen und ihre Religionen kennenlernen. Und er tut dies im ruhigen Gespräch, ganz im Gegensatz zu den Disputationen vergangener Jahrhunderte. Die Frage, die mir oft gestellt wird: «Warum bist du Christ geworden?», erlebe ich nicht als Vorwurf. Sie ist Teil eines Gesprächs unter Brüdern, die sich lange nicht gesehen haben und nun mehr voneinander wissen möchten.

Zu den objektiven Bedingungen und Schwierigkeiten des Dialogs gehört die Semantik. Ich spreche die Sprache der Kirche und sie sprechen die Sprache der Synagoge. Auch auf den «aufgeklärten» Israeli macht sich natürlich der Einfluss der zweitausendjährigen Geschichte seines Volkes bemerkbar. Sogar derjenige, der sich als Atheist bezeichnet, spricht mit dem Christen die Sprache der Juden. Das beiderseitige Erbe kann sich leicht als historischer, psychologischer und intellektuell-konzeptioneller Ballast dem Dialog in den Weg stellen, wenn damit nicht sorgfältig und bewusst umgegangen wird. Beide Seiten sind sich bewusst, dass sie aus der gleichen Quelle schöpfen. Die Gefahr bleibt aber bestehen, dass sie sich als ausschliessliche Erben, als «verus Israel» betrachten. Der Jude vergisst leicht, oder er weiss es nicht, dass das heutige Judentum mit dem Judentum der Zeit Jesu bzw. des Zweiten Tempels, nicht mehr identisch ist. Damals gab es ein pluralistisches Judentum, von dem wir heute nur noch wenige Richtungen kennen. Aber nur wenige befassen sich mit der Frage, was diese unterschiedlichen Gruppen nicht bloss zu einem Volk, sondern auch zu einer religiösen Gemeinschaft gemacht hat. Ich vermute,

es war das Bewusstsein der Zugehörigkeit zum Bund, den Gott mit seinem Volk geschlossen hat, das, über alle Unterschiede hinweg, diese Gemeinsamkeit gestiftet hat. Die verschiedenen Wege innerhalb des Judentum zur Zeit des Zweiten Tempels sind der Ausdruck unterschiedlicher Antworten auf die Einladung Gottes, am Bund durch einen konkreten Dienst (avoda) teilzunehmen. Das heutige Judentum ist eine Weiterentwicklung der pharisäischen Richtung. Der durchschnittliche Israeli hat es mit dieser Form des Judentums oft nicht leicht. Vieles findet er anachronistisch und den Verhältnissen, in denen er lebt, nicht mehr entsprechend. Viele Israeli, wohl die meisten, träumen von einem Weg zurück zur Pluralität. Sie stehen damit vor einem Dilemma: Die Treue zur Vergangenheit, die von der Diaspora geprägt ist, steht dem Verlangen nach neuen Formen gegenüber, die dem Staat als Garanten der Zukunft und der weiteren Existenz ein normales Funktionieren ermöglichen sollen.

Die erste Kirche muss als Entwicklung im Rahmen des damaligen Judentums gesehen werden. Und zwar war die «Kirche aus der Beschneidung» eine wirkliche Kirche, eine Kirche von Juden, die die Gebote des Judentums weiter bewahrt und beobachtet haben und deshalb auf jüdische Weise Christen waren. So wie das Judentum auf unterschiedliche Weise Antwort auf die Einladung Gottes in den Bund gab, so war auch die Urkirche eine Gemeinschaft des Bundes, und zwar des «Neuen Bundes» (vgl. Mt. 26,28). Der Begriff ist missverständlich. Aufgrund neuerer exegetischer Erkenntnisse ist die «berit chadascha» nicht der «Neue Bund» im absoluten Sinne, sondern der «erneuerte Bund», der den früher geschlossenen nicht ausser Kraft setzt, sondern bekräftigt. Die Kirchen des «Neuen Bundes» haben das Mysterium Jesus von Nazareth auf verschiedene Weise erlebt und verstanden. Das mag zum Teil mit ihrer Herkunft aus den verschiedenen Gruppen des Judentums herrühren und hängt auch mit den charismatischen Persönlichkeiten zusammen, die diese Gemeinden geprägt haben. Auf diese Weise sind ja auch die verschiedenen Schriften und Christologien entstanden. Trotz allem müssen wir, analog zum Judentum, von *einer* Gemeinschaft bzw. Kirche sprechen.

Paulus, der in Christus die Trennwand zwischen Juden und Christen niedergerissen sah (vgl. Eph. 2,14-15), hat das Evangelium den «Völkern» auf die ihnen entsprechende Weise verkündet. Aber er hat dabei immer eine besondere Liebe zur Gemeinde in Jerusalem gezeigt und nichts war ihm so wichtig wie der Handschlag der «Säulen» dieser Gemeinde (vgl. Gal. 2,9), die damit seine Berufung unterstützten und legitimierten. Paulus blieb dem pluralistischen Denken des Judentums treu, indem er anderen, nicht von ihm geprägten christlichen Gemeinden das Recht zubilligte,

nach ihren Überzeugungen und Überlieferungen Gott in Christus zu dienen. Aber auch vom Judentum selbst wollte sich Paulus nicht getrennt wissen, wie etwa die Beschneidung an Timotheus (Apg. 16,3) und seine Teilnahme am Tempelkult (Apg. 21,26ff) u.a. zeigen.

Die «Kirche aus den Heiden», wie sie aus der Missionstätigkeit des Paulus und anderer entstand, blieb dem Mutterschoss des Judentums durch die Urkirche in Jerusalem verbunden. So kann man schlussfolgernd sagen, dass die Kirche — auch heute — zwei «Mütter» hat: Die «mater ecclesiae» (das Judentum) und die «ecclesia mater» (die jüdische Urkirche). Die Kirche als «Tochter» dieser beiden «Mütter» blieb solange eins als sie als die Grosskirche («megale ekklesia») mit dem Judentum durch das Judentum im Kontakt blieb.

Eine einförmige Kirche lag den Absichten der ersten Christen fern. Sie lebten in Gemeinden, die in ständiger Entwicklung und Anpassung vorwärtsschritten, und zwar in immerwährender Verpflichtung und Neuorientierung auf die Quellen der Schrift und der ersten christlichen Überlieferungen. Durch die Quellen haben sie ihre Einheit immer wieder gefunden, trotz aller Unterschiede ihrer jeweiligen Inkulturation. Eine Folge dieses Inkulturationsprozesses bestand darin, dass sich im griechischen Christentum der Schwerpunkt des christlichen Weges auf eine präzise Definition der Wahrheit, und im römischen Bereich auf die Frage nach Struktur und Organisation der Kirche verschoben hat. Die Tragödie der Kirche begann in dem Augenblick, in dem das Prinzip «Leben und leben lassen» nicht mehr Leitmotiv des Zusammenlebens blieb. Und dies aufgrund einer Festlegung auf die eigene philosophische, theologische und organisatorische Einstellung, wonach durch dogmatische Verordnungen alle damaligen und zukünftigen Christen auf die gleiche Form des Glaubens verpflichtet werden sollten. Und so geschah es, dass der jüdische Glaube der Urkirche an den liebenden Gott, der den Menschen sucht und für ihn als Partner in einem Abenteuer der Liebe alles tut, in eine neue, fremde Form des Glaubens umgewandelt wurde, indem philosophischen Begriffen eine göttliche Autorität zugeschrieben wurde. Einen Höhepunkt dieser Entwicklung finden wir im Konzil von Trient, wo den Konzilsvätern zwei Bücher als gleichwertige Wegweiser vorgelegt wurden: die Vulgata und die Summa Theologica des Thomas von Aquin.

Das sind für mich nicht rein theoretische oder historische Überlegungen. Hier liegen die Gründe für unsere Schwierigkeiten im Dialog. Wir sprechen verschiedene Sprachen, und ich muss gestehen, dass ich in der gegenwärtigen Situation der Kirche keine Lösung dieses Problems sehe. Erhellend kann vielleicht der Ausspruch eines Professors der

Hebräischen Universität in Jerusalem wirken: «In dem Augenblick als Rom getauft wurde, begannen zwei wichtige historische Prozesse: Rom wurde christlich, aber das Christentum wurde römisch.» Der Satz weist in die Richtung der Problematik, die Martin Buber die «Zwei Glaubensweisen» genannt hat, d.h. die Spannung zwischen dem Weg als «Tun» im Judentum und dem Weg als «Glaube» im Christentum. Buber hat aber m.E. zu wenig gesehen, dass auch in der Urkirche der Schwerpunkt des Weges auf dem Tun lag. Am Anfang waren die Glaubensweisen nicht verschieden. Erst in einer zweiten Phase wollte man genau erklären, «wie es eigentlich mit Christus war». In der Auseinandersetzung mit den Häretikern und auf der Suche nach dem «rechten Glauben» sind dann dogmatisierende Erklärungen entstanden, die den ursprünglichen Pluralismus nicht mehr zu dulden imstande waren. Und dies, wohlgemerkt, im Bestreben, die «Einheit im Glauben» herzustellen. Aber dieser «Glaube» war nicht mehr der Glaube der jüdischen Urkirche. Diese wurde immer mehr zu einem Störfaktor, der schlussendlich gänzlich eliminiert wurde, u.a. durch Dekrete der christlichen Kaiser. Was den «Verbesserern» der Schrift bis zum vierten Jahrhundert nicht gelungen ist, nämlich die durch das Judentum hervorgerufenen Widersprüche in der Schrift auszumerzen, ist den ökumenischen Konzilien «gelungen». Der Heilsweg bestand jetzt nicht mehr im Tun der Liebe, sondern im orthodoxen, d.h. rechtgläubigen Wissen, über Gott und seinen Gesandten. Während es im Evangelium noch hiess: «Herr, was soll ich tun, um das Himmelreich zu erlangen?» (Luk. 10,25), stand jetzt im grossen Credo des fünften Jahrhunderts als Antwort auf diese Frage: «Si quis vult salvus esse, fidem catholicam ante omnia teneat.» Was zur Einheit aller Christen führen sollte, führte zur Trennung bis auf den heutigen Tag. Die pragmatisch gemeinte Kontroverse zwischen «Gesetz» und «Evangelium» bei Paulus wurde zu einem geradezu manichäischen Gegensatzpaar emporstilisiert. Jesus wurde damit endgültig aus dem jüdischen Rahmen herausgelöst. Jetzt war «alles neu». Die Kontinuität der Heilsgeschichte war unterbrochen.

*«Jede neue Inkulturation muss in Jerusalem beginnen.»
(F. Rossi de Gasperis.)*

Wenn der Papst bei seinem Frankreichbesuch gesagt hat: «Die Kirche atmet mit zwei Lungen, mit der der östlichen und der der westlichen Kirche», so kann er damit unmöglich die ganze Kirche gemeint haben. Der Dialog mit den Juden ist in diesen Satz nicht einbezogen. Er «vergisst», dass die Kirche aus dem Judentum stammt.

Eine zukünftige Kirche von Judenchristen in Israel wird zwar eins sein mit der Weltkirche, aber sie wird mit ihrer eigenen Lunge atmen, um so allen anderen Kirchen, der griechischen, der römischen, der afrikanischen, südamerikanischen und asiatischen, erst wieder einmal das Atmen beizubringen. Die verschiedenen Ortskirchen müssen wieder lernen, mit den beiden Lungen zu atmen, mit denen die frühen Kirchen geatmet haben: mit der jüdischen Urkirche und mit dem Volk, in das die christliche Botschaft inkulturiert wurde. Auf dem Flug von Tel Aviv nach Rom zur feierlichen Einführung des Papstes sagte mir ein Bischof aus Ghana nach einem längeren Gespräch: «Ja, es stimmt, unsere Kirchen sind nicht afrikanisch.» Und eine Gruppe von japanischen Ordensschwestern, darunter zwölf Generaloberinnen japanischer Kongregationen, die ich während zehn Tagen durch Israel führen durfte, erklärten am Ende ihrer Reise: «Wir sind hierher gekommen, um den Weg zur Japanisierung der Kirche zu suchen. Wir können die europäische Art Kirche zu sein nicht auf japanische Verhältnisse übertragen.»

Die beiden grossen Problemkreise der heutigen Kirche, Mission und Oekumene, können u.a. dadurch angegangen werden, dass der Weg zurückverfolgt wird bis zu dem Punkt, an dem die verschiedenen Ortskirchen ausserhalb des Judentums begonnen haben, mit der «zweiten Lunge» zu atmen. Wahrscheinlich ist das schon bei Paulus passiert. Aber damals scheint die Kirche noch in der Lage gewesen zu sein, mehr als nur eine oberflächliche Einheit zu leben, m.E. gerade wegen ihrer Verankerung im Judentum über die Brücke der Urgemeinde von Jerusalem. Bei dieser Rückschau, die um der Zukunft der Kirche willen geschehen soll, kann es andererseits nicht darum gehen, alles, was «darnach» gekommen ist, zu ignorieren oder gar durchzustreichen, sondern es muss ein Lernprozess in Gang kommen, der die späteren Entwicklungen in der Kirche als Inkulturationsvorgang interpretiert. Die letzte grosse Schuld der Christen den Juden gegenüber besteht in der Welle von Missionaren, die den Staat Israel in den dreiunddreissig Jahren seiner Existenz überflutet haben, um den Juden «das Heil zu bringen.» Das Christentum in Israel reproduziert auf diese Weise nur die Probleme der verschiedenen Herkunftskirchen in Europa und Amerika. Müssen wir in diesem Land alle Tragödien der Christenheit auch noch auf uns nehmen, oder sollen wir uns von allem Anfang an abgrenzen oder an dem Phänomen verschiedener missionarischer Gruppen achtlos vorbeigehen, da es dabei nicht um unsere Probleme geht, sondern um Fragen, die sich anderswo abgespielt haben und zum Teil immer noch abspielen?

Die Weltkirche ist auf einen neuen, lebendigen Kontakt zu ihren Quellen dringend angewiesen. Zu Beginn des Konzils hat Karl Barth Papst

Johannes XXIII. gefragt: «Es ist sicher gut, dass wir miteinander sprechen. Aber glauben Sie nicht, dass, solange die Juden nicht am Gespräch teilnehmen, es ein Gespräch unter Heiden bleibt?» Diese stark zugespitzte Formulierung kann geeignet sein, eine lange vergessene Wahrheit wieder ans Licht zu bringen. Der lebendige Kontakt zu den Quellen wird wohl nicht dadurch herzustellen zu sein, dass in Israel eine katholische, orthodoxe, anglikanische, lutherische oder presbyterianische Kirche entsteht. Alle bisherigen Versuche gehen ja in diese Richtung. Das Ergebnis besteht darin, dass noch einige verkrüppelte Kirchen mehr in die Welt gesetzt werden, die keine Lungen zum Atmen haben. Davon ist auch meine eigene, die römisch-katholische Kirche, nicht ausgenommen. Möglicherweise werden wir im Dialog mit den Juden im Lande Israel den Weg zu einer Kirche finden, die wieder mit beiden Lungen atmet. Dieser Weg müsste auch frei sein von blosser Nachahmung und Doktrinarismus. Das Gespräch wird für mich einfacher und gelöster, wenn ich nicht derjenige bin, der alles weiss und den richtigen Weg hat, sondern einer, der zwar von der Quelle trinkt und glücklich darüber ist, dass er einen Schatz gefunden hat, und trotzdem auf der Suche bleibt. Diese Suche ist der Ausdruck einer Entwurzelung, die ich mit vielen Juden teile. Nach einem Vortrag wurde ich gefragt: «Wenn du während der Verfolgung Gott gesucht hast, um eine Antwort auf die Shoa (Holocaust) zu finden, konntest du ihn nicht im Judentum finden?» Und ein anderer bemerkte: «Wenn du Durst hast, trinkst du aus der Quelle und nicht aus dem Fluss, der der Quelle entströmt.» Ich antwortete mit einer Frage: «Bist du sicher, dass das heutige Judentum noch die Quelle ist? Vielleicht sind beide, Judentum und Christentum, Flüsse, die der gleichen Quelle entströmen.» Bei einer anderen Begegnung sagte ich, die Worte des Paulus paraphrasierend: «Wir sind am Suchen und ihr seid es auch. Alle haben gesündigt und ermangeln der Ehre vor Gott. (vgl. Röm. 3,23). Wir Christen wollten zu genau wissen, wer Gott und seine Werke auf Erden sind. Und ihr Juden wolltet zu genau wissen, welche Werke man tun muss, um Gott zu gefallen. Jetzt stecken wir beide in der Sackgasse.» Eine solche Art zu reden ist dem durchschnittlichen Israeli verständlich. Er ist sich bewusst, dass die Religion seiner Väter der Einheit des Volkes gedient hat und dass deshalb die Vorschriften auch so genau wie möglich sein mussten. Aber die Änderung der äusseren Umstände haben es mit sich gebracht, dass man nur noch schwer danach leben kann. Die Juden und Israeli wollen jedoch *leben*! Die Sorge ist gross, dass diese Notwendigkeit und dieser Wille zum Leben die Einheit des Volkes zerstört.

Ich selbst werde auf diesem Hintergrund auch besser verstanden, wenn ich erkläre, warum ich es als jüdischer Christ in Israel schwer habe. Nicht

weil mir die Juden das Leben schwer machen, sondern weil die Christen um ihrer «Einheit» willen die Schriften mit verpflichtenden Glaubensprinzipien derart ergänzt haben, dass dabei die Schrift selbst verdunkelt wurde. Und heute, wo ich als Christ wieder mitten im jüdischen Volk leben kann und ich die Sprache und Gedankengänge der damaligen Erklärer nicht mehr verstehen oder nicht mehr brauchen kann, steigen in mir ähnliche Fragen auf wie bei einem Juden, möchte doch auch ich nicht die Einheit meiner Glaubensgemeinschaft, der Kirche, zerstören. Ist dieses Bedenken jedoch eine tragfähige Basis für die Einheit der Christen? Oder ist diese Einheit nicht vielmehr im «Neuen Bund» durch Christus begründet?

Juden und Christen in Israel, die auf der Suche sind, stehen vor ähnlich gelagerten Problemen, weil ihnen das Bedürfnis gemeinsam ist, zu den Quellen zurückzukehren. Daraus erwächst auch die Bereitschaft, sich gegenseitig zu helfen.

Vorstehende Überlegungen sind meine persönlichen Einsichten. Andere Christen sind im gleichen Raum auf der Suche, z.T. auch in ganz anderen Richtungen. Uns allen gemeinsam ist jedoch die Hoffnung, die Verwurzelung der Kirche in ihr ursprüngliches historisch-natürliches Milieu wiederzufinden.